

Krüger, Timmo; Strüver, Anke

Article — Published Version

Narrative der ‚guten Ernährung‘: Ernährungsidentitäten und die Aneignung öffentlicher Nachhaltigkeitsdiskurse durch Konsument*innen

Zeitschrift für Wirtschaftsgeographie

Provided in Cooperation with:

Leibniz Institute for Research on Society and Space (IRS)

Suggested Citation: Krüger, Timmo; Strüver, Anke (2018) : Narrative der ‚guten Ernährung‘: Ernährungsidentitäten und die Aneignung öffentlicher Nachhaltigkeitsdiskurse durch Konsument*innen, Zeitschrift für Wirtschaftsgeographie, ISSN 2365-7693, De Gruyter, Berlin, Vol. 62, Iss. 2-3, pp. 217-232,
<https://doi.org/10.1515/zfw-2017-0006>

This Version is available at:

<https://hdl.handle.net/10419/215478>

Standard-Nutzungsbedingungen:

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

Terms of use:

Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.

You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.

If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.

Timmo Krüger* und Anke Strüver*

Narrative der ‚guten Ernährung‘: Ernährungsidentitäten und die Aneignung öffentlicher Nachhaltigkeitsdiskurse durch Konsument*innen

Narratives of “good food”: consumer identities and the appropriation of sustainability discourses

<https://doi.org/10.1515/zfw-2017-0006>

Eingereicht: 17. Februar 2017; akzeptiert: 12. November 2017;

online first publiziert: 15. Dezember 2017

Zusammenfassung: Im Bereich der Ernährung sind es ganz alltägliche und allgemein akzeptierte Produktions- und Konsumpraktiken, die zu Nachhaltigkeitsproblemen führen. Als Lösung gilt in öffentlichen Nachhaltigkeitsdiskursen die Kombination aus ‚grünem Wachstum‘ und verantwortungsbewussten Konsument*innen. Die individuelle Aneignung dieser Diskurse steht im Zentrum dieses Aufsatzes. Auf Basis welcher Deutungsmuster, Werte und räumlichen Beziehungen werden Ernährungsidentitäten, Verantwortungszuweisungen und alltägliche Ernährungspraktiken naturalisiert und aufrecht erhalten bzw. kritisiert und verändert? Zur Beantwortung dieser Frage wird auf qualitative Interviews mit Konsument*innen zurückgegriffen, in denen sich eine komplexe und ambivalente Form der Aneignung öffentlicher Nachhaltigkeitsdiskurse zeigt. Einerseits werden dominante Muster der öffentlichen Nachhaltigkeitsdiskurse (re-)produziert. Andererseits wird dem Optimismus bezüglich des Gestaltungspotenzials von verantwortungsbewussten Konsument*innen eine Absage erteilt. Weiterhin werden Widersprüche beklagt, die einer als gelungen empfundenen Ernährungspraxis entgegenstehen. Die Umgangsweisen mit dem alltäglichen Scheitern bei der Umsetzung eigener Ansprüche sind sehr divers und reichen von Versuchen des ‚Wachrüttelns‘ anderer Konsument*innen über die Kompensation durch außeralltägliche Events, in denen die Idealvorstellungen einer guten Ernährung gelebt werden können, bis hin zum fatalistischen Einfügen in den Zwang der Verhält-

nisse. Darüber hinaus wird in gegenhegemonialen Narrativen die Kontingenz machtvoller Strukturen in Erinnerung gerufen, die immer auch auf Widerstand stoßen und somit stets verhandel- und veränderbar bleiben.

Schlüsselwörter: Ernährung; Green Economy; Konsum; Nachhaltigkeit; Produktivismus.

Abstract: Everyday food consumption practices and the complementing forms of food production cause major sustainability problems, but are nevertheless widely accepted. According to public sustainability discourses a combination of “green growth” and responsible consumers is supposed to be the best solution. This article focuses on the individual appropriation of these discourses. Based on which interpretive patterns, values and spatial relationships do food identities, attributions of responsibilities and daily practices get normalized and hence stabilized or, on the contrary, politicized and challenged? Our analysis of qualitative interviews with consumers reveals a complex and ambivalent appropriation of public sustainability discourses. On the one hand dominant patterns of the public sustainability discourses are (re-)produced. On the other hand the optimism regarding the transformative potential of responsible consumers is rejected. Furthermore, the interviewees complain about adverse circumstances that are opposed to felicitous consumption practices. The handling of daily shortcomings in meeting one’s own demands is quite diverse. It ranges from attempts to stimulate other consumers to compensations by extraordinary events (in which an ideal concept of “good food” can be implemented) and fatalistic concessions to the constraining dominant conditions. Moreover, counter-hegemonic narratives recall the contingency of powerful structures that constantly encounter resistance and therefore always remain open for negotiations, transformations and change.

Keywords: consumption; food; green economy; productivity; sustainability.

*Korrespondierende Autoren: Timmo Krüger, Leibniz-Institut für Raumbezogene Sozialforschung, Flakenstraße 29–31, 15537 Erkner, Germany, e-mail: timmo.krueger@leibniz-irs.de

Anke Strüver, Institut für Geographie, Universität Hamburg, Bundesstraße 55, 20146 Hamburg, Germany, e-mail: anke.struever@uni-hamburg.de

1 Einleitung

Nachhaltigkeit ist zu einem omnipräsenten Schlagwort geworden. Alles und jede*r reklamiert für sich, nachhaltig zu sein. Gleichzeitig ist die Endlichkeit von Naturressourcen bekannt, steigen die globalen Treibhausgasemissionen, schreitet der Verlust der Biodiversität ungebremst voran, nimmt die ökologische Krise ihren Lauf. Dennoch bleiben die zentralen wirtschaftlichen, politischen und sozialen Institutionen unserer Gesellschaft unangetastet. Einer umfassenden Transformation stehen vermeintliche Sachzwänge entgegen: erstens der Imperativ des Wirtschaftswachstums und zweitens die Normalisierung einer imperialen Lebensweise. Der Begriff der imperialen Lebensweise bezieht sich auf den sogenannten westlichen Lebensstil, der sich durch Wohlstand und ein hohes Konsumniveau auszeichnet. Brand und Wissen (2017) charakterisieren den Lebensstil als imperial, weil er „über die Gestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse und der Naturverhältnisse andernorts ermöglicht wird: über den im Prinzip unbegrenzten Zugriff auf das Arbeitsvermögen, die natürlichen Ressourcen und die Senken [...] im globalen Maßstab“ (ebd., 43). Eine solche Lebensweise ist nicht verallgemeinerbar, sondern beruht auf Exklusivität. Auch wenn die Ober- und Mittelschichten in den Schwellenländern diesen Lebensstil tendenziell übernehmen (so weit sie es sich finanziell leisten können) gilt weiterhin, dass der Zugriff auf Arbeitskraft und Ressourcen entlang unterschiedlicher Ungleichheitslinien geschieht: Klasse, Geschlecht, rassistischer Zuschreibungen, insbesondere entlang neokolonialer Nord-Süd-Verhältnisse (vgl. ebd., 51; Harvey 2006).

Das Konzept der imperialen Lebensweise eignet sich für die Erforschung der individuellen Aneignung öffentlicher Nachhaltigkeitsdiskurse, weil es weder allein auf der Mikroebene der Alltagspraktiken noch allein auf der Makroebene gesellschaftlicher Strukturen angesiedelt ist. Es umfasst drei Dimensionen, die für eine Analyse (nicht-) nachhaltiger Ernährungspraktiken im Globalen Norden relevant sind (vgl. Brand/Wissen 2017, 44ff):

- 1) Für die Aufrechterhaltung der imperialen Lebensweise werden insbesondere Natur- und Arbeitsressourcen des Globalen Südens angeeignet. Auch die überproportional beanspruchten Senken befinden sich überwiegend im Globalen Süden.
- 2) Sowohl die ökologischen und sozialen Voraussetzungen der imperialen Lebensweise als auch ihre zerstörerischen Konsequenzen andernorts bleiben beim alltäglichen Konsum verborgen. Die Unbestimmtheit des Ausdrucks ‚andernorts‘ spiegelt die Unsichtbarkeit von Produktionsketten wider. Erst diese Unsicht-

barkeit ermöglicht die Selbstverständlichkeit der imperialen Lebensweise, die über alltägliche Routinen reproduziert wird.

- 3) Die imperiale Lebensweise ist breit akzeptiert; sie verspricht Wohlstand durch Fortschritt und Wirtschaftswachstum. Insofern korrespondieren in der imperialen Lebensweise bestimmte Wachstumsstrategien aus Wirtschaft und Politik mit den Orientierungen und Alltagspraktiken vieler Menschen.

Diese drei Dimensionen verweisen auf entscheidende Beharrungstendenzen, die einer grundlegenden Transformation entgegenstehen. Denn Transformationsbereitschaft endet meist dort, wo auf der Angebotsseite die Profite lobbystarker Wirtschaftszweige zur Debatte stehen und auf der Nachfrageseite die Änderung des Konsumverhaltens über die Substitution von Produkten und Dienstleistungen hinausgeht. Der implizite Konsens einer Green Economy lautet: Die Maxime des Wirtschaftswachstums, die sich durch ein hohes Konsumniveau auszeichnet, steht nicht zur Disposition. Dabei sind Wirtschaftswachstum und hoher Konsum systematisch an Ressourcenverbrauch und Naturzerstörung gekoppelt. So kam es bislang nur zu einer relativen Entkopplung des globalen Wirtschaftswachstums vom Ressourcenverbrauch und von Treibhausgasemissionen (vgl. IPCC 2014, 6; Lorek 2016). Um nennenswerte Erfolge im Sinne der Nachhaltigkeit erzielen zu können, wäre allerdings eine sofortige und signifikante absolute Entkopplung nötig.

Ausgehend von dieser Problemstellung sowie der Feststellung einer „Ressourcenvergessenheit“ der deutschsprachigen Wirtschafts- und Humangeographie (Schmitt/Schulz 2016) nimmt unser Beitrag die Beziehungen zwischen öffentlichen Nachhaltigkeitsdiskursen sowie individuellen Ernährungsidentitäten und -praktiken in den Blick. Wir betonen damit die unlängst – bewusst – ausgelassene Perspektive auf Konsumpraktiken in Deutschland als komplementäres Element zum Ressourcenverbrauch im Globalen Süden (vgl. Schneider/Thomi 2016). Unsere Leitfrage lautet, inwiefern dominante Nachhaltigkeitsdiskurse von Konsument*innen (re-)produziert oder verworfen werden. Konkreter noch: vor dem Hintergrund welcher Deutungsmuster, Werte und räumlichen Beziehungen werden Ernährungsidentitäten, Verantwortungszuweisungen und alltägliche Ernährungspraktiken naturalisiert und aufrecht erhalten bzw. kritisiert und verändert?

Zur Beantwortung dieser Frage wird auf narrative Interviews zurückgegriffen, die aufgrund ihrer qualitativen Ausrichtung auf Tiefgründigkeit, Vollständigkeit und Offenheit für die Relevanzsetzungen der Interviewten prädestiniert sind für die Erfassung des impliziten und expliziten

ten Gebrauchs von Diskursen. Der Fokus auf die Prozesse der individuellen Aneignung gesellschaftlicher Diskurse ist sinnvoll, um sowohl die Normalisierung und Persistenz der imperialen Lebensweise als auch ihre Politisierung und die Entstehung neuer Praktiken adäquat beschreiben zu können. Um die Bedeutung der empirischen Ergebnisse tatsächlich erfassen zu können, ist jedoch eine Einbettung in den breiteren gesellschaftlichen Kontext wichtig. Schließlich formieren sich Identitäten, Lebensstile und Ernährungsgewohnheiten nicht im gesellschaftsfreien Raum, sondern stellen soziale Aushandlungen innerhalb bestimmter sozioökonomischer Strukturen dar. Zur Analyse und Einbettung dieser komplexen Aneignungsprozesse stellen wir zunächst die zentralen Eckpfeiler der öffentlichen Nachhaltigkeitsdiskurse dar und beleuchten am Beispiel des Klimaschutzplans 2050 aktuelle Herausforderungen in den Auseinandersetzungen um eine nachhaltige Ernährung (2). Um die in dem Zusammenhang wirkenden Beharrungstendenzen besser einordnen zu können, rekonstruieren wir in einem weiteren Abschnitt den Status quo des produktivistischen Ernährungsregimes und diskutieren aktuelle Debatten um dessen Neuausrichtung im Sinne der Nachhaltigkeitsstrategien einer Green Economy (3). In diesen Strategien liegen große Hoffnungen auf den ‚verantwortungsbewussten‘ bzw. ‚kritischen‘ Konsument*innen. Diese Anrufung der Konsument*innen spielt somit für unsere Frage nach der individuellen Aneignung öffentlicher Diskurse eine zentrale Rolle. Deshalb dekonstruieren wir in einem separaten Abschnitt die Annahmen, die dieser Figur der *Ernährer ihrer Selbst* zugrunde liegen (4). Dabei erarbeiten wir ein diskurstheoretisches Verständnis von relationaler Identität, das uns die begrifflichen Werkzeuge an die Hand gibt, um das Verhältnis von Diskurs und Subjekt differenziert erforschen zu können. Der darauf aufbauende Schritt der Analyse unseres empirischen Materials zielt auf die Rekonstruktion der Ernährungsidentitäten von Konsument*innen, ihrer verinnerlichten Konzepte von *guter* bzw. *nachhaltiger* Ernährung sowie ihrer Naturalisierung oder Infragestellung alltäglicher Ernährungspraktiken (5). In einem abschließenden Fazit reflektieren wir die empirischen Einsichten zur ambivalenten Form der Aneignung öffentlicher Nachhaltigkeitsdiskurse.

2 Öffentliche Nachhaltigkeitsdiskurse und nachhaltige Ernährung

In den Debatten um nachhaltige Entwicklung, nachhaltiges Wachstum und Green Economy stellt der Brundtland-

Bericht der Weltkommission für Umwelt und Entwicklung (1987) bis heute einen wichtigen Referenzpunkt dar. Im Zentrum des Berichts steht die Idee eines dauerhaften menschlichen Fortschritts, der durch die ökologische Krise in Gefahr gerate, aber durch *Sustainable Development* bzw. durch eine nachhaltige Entwicklung aufrecht erhalten werden könne (vgl. Dingler 2003). Nachhaltige Entwicklung wird somit als rationale Intervention zur Stabilisierung des Fortschritts gefasst, um die Befriedigung menschlicher Bedürfnisse, sowohl der jetzigen als auch der zukünftigen Generationen, zu sichern. Sustainable Development steht in der Tradition der Entwicklungstheorien der ersten Nachkriegsjahrzehnte, die auf die Universalisierung des ‚westlichen‘ Zivilisationsmodells der Moderne zielen. Die Idee der Nachhaltigkeit basiert somit auf dem klassischen Entwicklungsbegriff, der um eine Nachhaltigkeitskomponente ergänzt wird. Diese Vorstellung von nachhaltiger Entwicklung soll durch das konzeptionelle Dreieck, bestehend aus ökologischen, ökonomischen und sozialen Kriterien, realisiert werden.

Das Kernanliegen des Nachhaltigkeitsdiskurses ist dabei die Versöhnung von Umweltschutz und Wirtschaftswachstum. Der von den Umweltbewegungen artikulierte Gegensatz zwischen Umweltschutz und Wirtschaftswachstum wird in sein Gegenteil verkehrt und Wirtschaftswachstum als Bedingung für effizienten Umweltschutz sowie umgekehrt Umweltschutz als Wachstumsmotor begriffen. Diese Idee eines nachhaltigen Wachstums fungiert seit den 1990er Jahren als Leitprinzip für innovative Politikformulierung im Umweltbereich – sowohl international als auch auf der nationalstaatlichen bzw. regionalen Ebene vieler Länder des Globalen Nordens (vgl. Krüger 2015).

Die Klimapolitik spielt dabei eine hervorgehobene Rolle und der anthropogene Klimawandel erfährt innerhalb der aktuell drängenden sozial-ökologischen Herausforderungen eine besonders große Aufmerksamkeit – sowohl in den verschiedenen Spezialdiskursen der Politik, Wirtschaft und Wissenschaft als auch in der öffentlichen Debatte insgesamt. Dementsprechend wird auch der Bereich der nachhaltigen Ernährung oftmals primär im Hinblick auf seine klimarelevanten Effekte diskutiert – in Deutschland aktuell vor dem Hintergrund der Entwicklung eines Klimaschutzplans 2050¹, den die Bundesregierung zur Erreichung der bei den UN-Klimaverhandlungen 2015 in Paris zugesagten Klimaschutzziele im November 2016 verabschiedete. Im Zuge dessen erarbeiteten die wissenschaftlichen Beiräte des Bundesministeriums für

¹ Vgl. im Internet: www.bmub.bund.de/fileadmin/Daten_BMU/Download_PDF/Klimaschutz/klimaschutzplan_2050_bf.pdf, letzter Zugriff am 01.08.2017.

Ernährung und Landwirtschaft ein Gutachten, in dem sie zum einen die Dringlichkeit einer ambitionierten Klimapolitik deutlich machen, zum anderen aber auch das hohe Einsparpotenzial im Bereich der Ernährung betonen (vgl. Wissenschaftlicher Beirat Agrarpolitik, Ernährung und gesundheitlicher Verbraucherschutz und Wissenschaftlicher Beirat Waldpolitik beim BMEL 2016). Dabei legen sie Berechnungen aus dem Jahr 2006 zugrunde, denen zufolge die Treibhausgasemissionen, die bei der Herstellung, Vermarktung und Zubereitung der in Deutschland verzehrten sowie weggeworfenen Lebensmittel anfallen, etwa einem Viertel der gesamten Emissionen Deutschlands entsprechen. Diese Emissionen ergeben sich in erster Linie durch den hohen Stickstoffeinsatz bei der Düngung sowie durch die Produktion und Konsumtion tierischer Produkte. Angesichts der sich bereits jetzt abzeichnenden verheerenden Auswirkungen des Klimawandels – v. a. in den Ländern des Globalen Südens – ist eine drastische Reduktion dieser Emissionen, insbesondere aus einer globalen Gerechtigkeitsperspektive, dringend geboten. Im Sinne einer umfassenden Transformation der Ernährung gilt es darüber hinaus, den Ressourcenschutz sowie die ebenfalls akuten weiteren sozial-ökologischen Probleme (Schadstoffeinträge in Böden und Gewässern durch den Einsatz von Pestiziden, Düngemitteln und Medikamenten, hoher Wasserverbrauch, Zerstörung der Artenvielfalt, Bodendegradation, land grabbing usw.) in den Blick zu nehmen.

Die Verhandlungen innerhalb der deutschen Bundesregierung haben allerdings dazu geführt, dass im Rahmen des Klimaschutzplans für den Bereich der Ernährung kaum verbindliche und nur wenig ambitionierte Ziele und Maßnahmen formuliert werden. So wurde beispielsweise die in einem Entwurf des Umweltministeriums² noch enthaltene Zielsetzung einer mittel- bis langfristigen Senkung der Nachfrage nach tierischen Produkten im Rahmen der Ressortabstimmungen ersatzlos gestrichen (vgl. Fußnote 1). Die von den wissenschaftlichen Beiräten empfohlene Abschaffung des reduzierten Mehrwertsteuersatzes für tierische Produkte (vgl. Wissenschaftlicher Beirat Agrarpolitik, Ernährung und gesundheitlicher Verbraucherschutz und Wissenschaftlicher Beirat Waldpolitik beim BMEL 2016, 99ff) wurde gar nicht erst in den Entwurf des Umweltministeriums aufgenommen (vgl. Fußnote 2). Dieser Verlauf ist symptomatisch für den Bereich der Ernährung, der besonders starke Beharrungstendenzen aufweist. Unter anderem ist dies darauf zurückzuführen, dass es im

Kontext von Ernährung ganz alltägliche und allgemein akzeptierte Produktions- und Konsumpraktiken sind, die zu Nachhaltigkeitsproblemen führen. Dies betrifft sowohl die ressourcenintensive ‚westliche‘ Ernährungsweise als auch das produktivistische Paradigma in der Agrarwirtschaft.

3 Produktivistisches Paradigma in der Kritik und Green Economy als Alternative?

Der Siegeszug des landwirtschaftlichen Produktivismus geht auf die Zeit des Wiederaufbaus nach dem Zweiten Weltkrieg zurück – und auch zu Beginn des 21. Jahrhunderts beziehen sich multinationale Agrar- und Chemiekonzerne auf Produktivitätssteigerungen als Maxime, um die konventionelle Landwirtschaft sowie Grüne Gentechnik bzw. *Climate Smart Agriculture* zu legitimieren. Gerade bei der Frage der Welternährung liegt der Fokus nach wie vor auf Produktivitätsmaximierung (vgl. Tomlinson 2013). Tendenziell wird die Sorge um soziale und ökologische Nachhaltigkeit privatisiert, während die Politik sich ihrer regulatorischen Funktion entzieht (vgl. Guthman 2007) und die Verantwortungsübernahme von Unternehmen auf Freiwilligkeit beruht (z. B. durch *corporate social responsibility*). Implizit sind es somit primär die Konsument*innen, denen es obliegt, durch verantwortliche Konsumententscheidungen zu sozial und ökologisch gerechter Nachhaltigkeit beizutragen. Kernanliegen dieses neoliberalen Ernährungsregimes, das sich auf der Ebene der Regierungspolitik durchgesetzt hat, ist die politische Tabuisierung von regulatorischen Eingriffen in Produktionsprozesse, Märkte und die Lebensweise privater Subjekte. Gleichwohl wurde seit den 1990er Jahren von Wissenschaftler*innen, NGOs und zivilgesellschaftlichen Initiativen verstärkt auf die ressourcenvernichtenden und umweltzerstörenden Konsequenzen des produktivistischen Paradigmas hingewiesen, die u. a. aus dem massiven Einsatz von synthetischen Düngemitteln, Pestiziden und Herbiziden, den Monokulturen und der stetig steigenden Produktion tierischer Produkte resultieren (vgl. Ilbery/Bowler 1998; Wilson 2002).

Die Auseinandersetzungen um die zukünftige Ausrichtung des Ernährungsregimes stehen zunehmend im Zeichen einer Hinterfragung des *business-as-usual*, in dem die – wissenschaftlichen wie wirtschaftlichen und politischen – Diskurse um eine sogenannte Green Economy besonders wirkmächtig sind. Seit der globalen Fi-

² Vgl. im Internet: images.klimaretter.info/filestore/1/7/7/2/0_05a64be919580a6/17720_c8de73a39d29dbf.pdf?v=2016-06-29+10%3A10%3A09, letzter Zugriff am 01.08.2017.

nanz- und Nahrungsmittelkrise 2007/08³, spätestens aber mit der Rio+20-Konferenz der UN zur Nachhaltigen Entwicklung (2012), wird das Konzept der Grünen Ökonomie prominent eingefordert, in dem die Ökonomisierung des Ökologischen bzw. die Quantifizierung und Monetarisierung von natürlichen Ressourcen ein zentrales Element darstellt (vgl. Fatheuer/Fuhr/Unmüßig 2015). Die ‚Grüne Transition‘ soll weniger über veränderte Produktions- und Konsummuster als über eine Steigerung der Ressourceneffizienz und mit technologischen (nicht sozioökonomischen) Innovationen erreicht werden. Die derzeitigen Maßnahmen zur Umsetzung grüner Wirtschaftsformen „disclose a discursive strategy which strongly conjoins what is green with strategies amenable to business, products and services, and that aims to foster transitional strategies predicated largely on growth and the incorporation of the green economy into a further evolution of neoliberal capitalism“ (Caprotti/Bailey 2014, 197). Fragen von Ressourcenschutz, Verantwortung, Verteilungsgerechtigkeit und des Potenzials von Postwachstums- bzw. Suffizienzstrategien bleiben unberücksichtigt. So hat bspw. Tienhaara (2014) in ihrer Auseinandersetzung mit verschiedenen Formen von grünem Kapitalismus kritisiert, dass die zentralen Ursachen der Umwelt- wie auch der Finanzkrise ignoriert werden. Nur dadurch kann Wachstum als Leitprinzip der Green Economy unhinterfragt bleiben.

Aus kritischer Perspektive werden deshalb Bedenken an der Green Economy artikuliert, inklusive (1) der Frage nach den Wechselbeziehungen zwischen lokaler und globaler Ebene sowie (2) der Kritik an der im Konzept enthaltenen Wachstumsfixierung. Letztere bezieht sich v. a. auf die Fortsetzung neoliberaler Wachstumslogiken, bei gleichzeitigem Anspruch auf eine ökologisch-nachhaltige Entwicklung. D. h. Grüne Ökonomie dient als kapitalistischer Investitionsanreiz, nicht als Postwachstumsstrategie (vgl. Bina 2013; Kallis 2011). Dazu passt auch die Beobachtung von Schulz (2012, 265), dass „es besonders auffällig [ist], dass die meisten der zeitgenössischen Konzepte und Modelle der Wirtschaftsgeographie dem traditionellen Wachstumsparadigma verhaftet bleiben“. Gleichwohl wird auch die Notwendigkeit zu Systemveränderungen diskutiert bzw. eine grundsätzliche, da paradigmatische Debatte zu Postwachstums-Konzepten angemahnt, die bislang aber auf wenig Resonanz gestoßen ist (vgl. Schulz/Bailey 2014; Schmitt/Schulz 2016).

Mit Bezug auf die ökologischen wie sozialen Grenzen von Wachstum verweist Muraca (2015) auf eine Post-

wachstumsstrategie, die auf eine radikale Transformation gesellschaftlicher Institutionen und einen Wandel alltäglicher Praktiken abzielt. Sie bezieht sich dabei u. a. auf den Degrowth-Theoretiker Latouche (2015), der auf die mit Wachstum einhergehenden Verteilungsgerechtigkeiten hingewiesen und erläutert hat, inwiefern steigender Konsum ab einem bestimmten Niveau weniger zu steigender Lebensqualität der Einzelnen als zu wachsenden Kompensationskosten führt. Eine Alternative sieht er im Aufbau solidarischer Postwachstumsgesellschaften, die auf den Prinzipien des Konvivialismus basieren. Zudem plädiert er für Re-Lokalisierungs- und Kosteninternalisierungsstrategien. Insbesondere erstere zielen auf eine Verringerung des ökologischen Fußabdrucks sowie eine faire Umsetzung dieser Verringerung – im Globalen Norden z. B. durch den Konsum regional produzierter Lebensmittel.⁴ Dafür lassen sich inzwischen zahlreiche Praxisbeispiele finden – wie z. B. Allmendegärten, Solidarische Landwirtschaft oder Foodsharing-Kooperationen –, die nicht nur ganz konkret qualitativ hochwertige, biologisch-organische, lokal und gerecht produzierte Nahrungsmittel bereitstellen, sondern gleichermaßen intervenierende sozioökonomische und politische Ziele verfolgen (vgl. die Beiträge von Kropp/Müller und Rosol in dieser Ausgabe). Diese Initiativen fordern sozioökonomische und ökologische Gerechtigkeit ein, zeigen prinzipielle Alternativen zum produktivistischen Paradigma der Nahrungsmittelindustrie auf und stellen die strikte Trennung von Produktion und Konsum in Frage. Damit entwerfen sie theoretische wie auch praktische Ansätze für verantwortungsvolle Ernährung.

4 Subjekte als Ernährer ihrer Selbst

Aufgrund der weltweiten Wirtschaftsverflechtungen stellen „jedes Lebensmittel und jeder Essakt komplexe Beziehungen unter unzähligen Menschen und nicht-menschlichen Lebewesen und Realitäten her“ (Lemke 2012, 18), so dass selbst „die unpolitischste Person“ (ebd.) beim Essen politisch und räumlich agiert. Gemeint sind damit die reziproken Beeinflussungen zwischen vermeintlich lokalen und privaten Konsumakten auf der einen Seite sowie wirtschaftlichen und politischen Globalisierungsprozessen auf der anderen (vgl. Massey 2004). In diesem co-kons-

³ Drastische Preissteigerungen von Nahrungsmitteln führten in vielen Ländern – insbesondere in Asien und im subsaharischen Afrika – zu Hunger und Konflikten.

⁴ Kallis (2011) und Martinez-Alier et al. (2010) verstehen *Sustainable Degrowth* als radikales gesellschaftspolitisches Projekt mit dem Ziel einer sozial gerechten Nachhaltigkeit bei gleichzeitig sinkendem Ressourcenverbrauch. Als Beispiel dafür nennen beide, wie auch Schulz (2012), regional und nachhaltig produzierte Nahrungsmittel.

titutiven Verhältnis sind lokale Orte und Akteur*innen Voraussetzung wie Effekt von Globalisierung. Ernährung beinhaltet zwangsläufig vielfältige Verflechtungen, die von der lokalsten Ebene des eigenen Körpers über die nationale bis hin zur globalen reichen. Zu diesen Verflechtungen gehört auch der eingangs angesprochene räumlich ungleich verteilte Ressourcenverbrauch der imperialen Lebensweise. In Anlehnung an Masseys ‚Geographien der Verantwortung‘, die auf einem *Global Sense of Place* basieren und damit Nord-Süd-Ungleichheiten kritisieren, gilt es, beim Essen Verantwortung nicht nur für die lokale Ebene (den eigenen Körper, die regionalen Natur- und Arbeitsressourcen) zu übernehmen, sondern weit über den Tellerrand hinaus zu schauen.

Wenn wir darüber hinaus mit Foucault das Subjekt als eine Instanz begreifen, dessen Selbstverstehen weder allein im privaten Inneren angelegt noch ausschließlich Produkt gesellschaftlicher Diskurse ist, gilt es die in dominanten Diskursen (re-)produzierten Identitätsangebote (Subjektpositionen) zu analysieren, die von Subjekten verworfen oder aktiv eingenommen und damit (re-)produziert werden. Diese Subjektpositionen sind – wie auch Diskurse – weder total noch vollkommen stabil, sondern prozessual, vieldeutig, fragmentiert und widersprüchlich. Jenseits der Annahmen eines souveränen oder Struktur- bzw. Diskurs-determinierten Subjekts ergibt sich gerade aus dieser Unentschiedenheit sozialer Identitäten eine spezifische „Form der Handlungs- und Widerstandsfähigkeit“ (Strüver/Wucherpfeffig 2009, 118), die als Ergebnis des Zusammenwirkens von Disziplinar- und Selbsttechnologien verstanden werden muss (vgl. Foucault 1977). Während erstere das verkörperte Subjekt entlang gesellschaftlicher Normen disziplinieren, verweisen letztere auf Praktiken „mit denen Menschen nicht nur die Regeln ihres Verhaltens festlegen, sondern sich selber zu transformieren, sich in ihrem besonderen Sein zu modifizieren und aus ihrem Leben ein Werk zu machen suchen“ (Foucault 1986, 18). Diese Praktiken sind nicht unabhängig von gesellschaftlichen Machtverhältnissen, setzen jedoch der Fremdbeherrschung die Selbstermächtigung entgegen. Diesbezüglich spricht Foucault (2014) auch von „Regierung“ im Sinne von Führung (*conduite*) auf der einen Seite und von Gegen-Verhalten (*contre-conduite*) auf der anderen Seite (vgl. den Beitrag von Linnemann in dieser Ausgabe sowie Rosol 2014).

Im diesem Spannungsfeld beobachtet Foucault (2004), ausgehend von der Krise des Wohlfahrtsstaates, eine Verschiebung der Regierungstechnologien von staatlicher Regulierung zum Selbstmanagement. Durch eine zunehmende Internalisierung der Kontrolle wird das Subjekt zum zentralen Scharnier *gouvernementalen*

Regierens, das sich durch Technologien des Regiertwerdens *und* des Selbst-Regierens auszeichnet. Die darauf abzielenden Überlegungen zum Subjekt im Neoliberalismus als „Unternehmer seiner selbst“ (ebd., 288) können auf die aktuellen Debatten um die verantwortungsbewussten Konsument*innen übertragen werden, die als *Ernährer ihrer Selbst* ein nachhaltigeres Ernährungsregime einfordern und ermöglichen sollen. So dominiert in den öffentlichen Nachhaltigkeitsdiskursen unter dem Schlagwort der ‚verantwortungsbewussten‘ bzw. ‚kritischen‘ Konsument*innen eine Subjektposition, die bewusst und autonom entscheidet. Diese Annahme basiert auf weit verbreiteten Vorstellungen über Gesellschaft und sozialen Wandel.

„The idea that new social arrangements result from an accumulation of millions of individual decisions about how best to act is enormously influential in everyday discourse, in contemporary policy-making and in certain areas of social science.“ (Shove et al. 2012, 2)

Im Zentrum der von Shove et al. kritisierten Alltags- und Wissenschaftstheorien, denen ein methodologischer Individualismus zugrunde liegt, steht ein Subjekt, das auf Basis von bestimmten Einstellungen und Überzeugungen individuelle Entscheidungen fällt, aus denen sich das konkrete Handeln ergibt. Die Struktur der sozialen Ordnung wiederum wird mit dem Zusammenspiel dieser Einzelhandlungen erklärt. Daraus werden in den öffentlichen Nachhaltigkeitsdiskursen zwei umweltpolitische Strategien abgeleitet, die sich auch in den von uns geführten Interviews wiederfinden: Erstens der Versuch, mit Hilfe von Aufklärung auf die Überzeugungen der handelnden Akteur*innen einzuwirken. Zweitens sollen im Hinblick auf die unterstellte Kosten-Nutzen-Abwägung der Konsument*innen positive Anreize gestärkt und negative Anreize geschwächt werden. Diese Strategien und die dahinter stehenden Theorien gehen zwar durchaus davon aus, dass das Individuum durch gesellschaftliche Diskurse geprägt ist. Der Fokus der Analyse und der Ansatzpunkt für Veränderungen bleibt aber die Beeinflussung der bewussten Entscheidung des Individuums. Erst vor dem Hintergrund dieser Annahme ist die vielfach geäußerte ‚Kluft‘ zwischen Umweltbewusstsein und Umwelthandeln (auch als *attitude-behaviour gap* bezeichnet) ein überraschendes Ergebnis. Im weiteren Verlauf des Artikels zeigen wir am empirischen Material, inwiefern diese ‚Kluft‘ alles andere als überraschend ist (vgl. auch Brunner et al. 2007). Bereits auf theoretischer Ebene gibt es viele Gründe, warum die Erfolgsaussichten einer Anrufung der Konsument*innen als *Ernährer ihrer Selbst* eher gering einzuschätzen sind. Wie wir in der Einleitung konstatiert

haben, sind Ernährungspraktiken „eng mit der Identität von Menschen verbunden und in soziale Zusammenhänge eingebettet, weshalb eine Änderung sehr voraussetzungs-voll ist“ (ebd., 215). Brunner et al. beziehen sich in dem Zusammenhang – wie Shove et al. – auf einen Kontextualisierungs- und Praxisansatz, um zu argumentieren, dass die alltäglichen Praktiken als Teil eines Ernährungssystems und dessen gesellschaftlicher Eingebetheit betrachtet werden müssen (siehe auch Carolan 2011; Warde 2014; Evans et al. 2017).

Für unsere empirische Arbeit folgt daraus die Notwendigkeit, in den Interviews längere selbstläufige Passagen zu evozieren, in denen Raum ist für Beschreibungen von Tagesabläufen, Erzählungen über bestimmte Erlebnisse und Lebensphasen sowie Reflexionen über die Möglichkeiten und Grenzen der Umsetzung eigener Vorstellungen über gute Ernährung. Erst mit einem solch reichen Interviewmaterial können wir der Frage nachgehen, welche Relevanz die Subjektposition der *Ernährer ihrer Selbst* für die Praktiken von Konsument*innen tatsächlich spielt.

5 Empirische Ergebnisse: Ernährungsidentitäten und alltägliche Ernährungspraktiken

Im Folgenden präsentieren wir Ergebnisse aus dem laufenden Forschungsprojekt „Relationale Geographien der Ernährung im Spannungsfeld zwischen Privatsache und Politikum“. Im Mittelpunkt des Projekts stehen der moralische Imperativ des gerechten Lebens und gesunder Ernährung einerseits und die neoliberalisierte Wirtschaftspolitik eines globalen Nachhaltigkeitsdiskurses andererseits. Gefragt wird dabei nach der Bedeutung und Wirkung von (impliziten) sozialen und ökologischen Werten und Normen der Nachhaltigkeitspolitik für individualisierte Ernährungspraktiken sowie nach den Selbstsorgepraktiken des Essens und daran gebundener räumlicher Beziehungen und Verantwortungsdiskurse.⁵ Die empirische Basis für die hier aus dem Projekt entnommenen Teilfragestellungen bilden offene Leitfadeninterviews mit Konsument*innen, die vor verschiedenen Geschäften des Lebensmittel-Einzelhandels (Bio- und reguläre Supermärkte, Discounter) sowie Fast Food-Filialen in Hamburg

⁵ Das Projekt wird in der Arbeitsgruppe „Sozialgeographie“ am Institut für Geographie der Universität Hamburg bearbeitet und von der Fritz Thyssen Stiftung finanziell gefördert.

und Berlin angesprochen wurden.⁶ In den Interviews wurden mithilfe narrativer Erzählstimuli sowie daran anschließende immanente und exmanente Nachfragen selbstläufige Erzählpassagen generiert (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahar 2014, 126ff). Zwei der exmanenten Fragen an unsere Interviewpartner*innen lauteten beispielsweise, was sie unter ‚guter‘ und unter ‚nachhaltiger‘⁷ Ernährung verstehen. Weiterhin fragten wir, was es bedeuten könnte, im Bereich der Ernährung ‚Verantwortung zu übernehmen‘ und wie der Weg zu einer ‚guten‘ bzw. ‚nachhaltigen‘ Ernährung aussehen könnte.

Bei der Interviewauswertung orientierten wir uns an Schäfer und Völter (2005), die das Verhältnis von Diskursforschung und Biographieforschung ausloten. In ihrem Ansatz arbeiten sie die Aneignung und (Re-)Produktion von Diskursen – die auch in unserer Analyse im Zentrum steht – als essenziellen Untersuchungsgegenstand heraus:

„In dem Maße, wie in die Konzeption der rekonstruktiven Biographieanalyse Elemente der Diskursanalyse eingebaut werden, lässt sich aufweisen, welche Bedeutung Diskurse sowohl für die Handlungsorientierung innerhalb von Lebensgeschichten als auch bei der Produktion biographischer Selbstpräsentationen besitzen. Und umgekehrt könnte man an vielen konkreten Beispielen zeigen, welche Bedeutung sozialen Akteuren bei der Produktion, Reproduktion und Neuproduktion von (herrschenden) Diskursen zukommen kann.“ (ebd., 181)

In die Analyse gehen 13 der bislang geführten Interviews ein. Dabei fokussieren wir auf sieben Fälle, um einerseits der explorativen Komplexität der Empirie gerecht werden

⁶ Die Interviewpartner*innen wurden an sehr diversen Orten rekrutiert. Die Supermärkte bzw. Fast Food-Filialen (von Alnatura und Bio-Company über Edeka und REWE bis hin zu McDonalds), deren Konsument*innen angesprochen wurden, befinden sich sowohl in ärmeren als auch in gehobeneren Wohnvierteln sowie in Szenestadtteilen. Bei der konkreten Ansprache von Personen wurde auf ein ausgewogenes Geschlechterverhältnis sowie auf eine große Bandbreite bzgl. des Alters geachtet. Die Interviews wurden direkt vor Ort geführt (in der zum Supermarkt gehörenden Bäckerei bzw. in der McDonalds-Filiale oder einem nahe gelegenen Café) und mit einem Diktiergerät aufgezeichnet. Anschließend wurden die Interviews transkribiert und ausgewertet. Annika Hein hat uns bei der Durchführung und Aufbereitung der Interviews unterstützt.

⁷ Wir legen keine eigene Definition von ‚gut‘ oder ‚nachhaltig‘ zugrunde, sondern rekonstruieren, auf welche Art und Weise in den Interviews Diskurse um eine ‚gute‘ bzw. ‚nachhaltige‘ Ernährung (re-)produziert werden. Manchen Interviewpartner*innen war der Begriff der ‚nachhaltigen Ernährung‘ fremd, so dass sie sich nur zu Vorstellungen ‚guter‘ Ernährung äußerten. Andere Interviewpartner*innen wiederum griffen den Terminus bereitwillig auf oder hatten ihn bereits zu einem früheren Zeitpunkt des Interviews von sich aus ins Spiel gebracht.

Tabelle 1: Die Interviewpartner*innen.

Kürzel ¹	Alter	Beruf	Ort der Rekrutierung	Kernaussage
Af	53	Gärtnerin und Heilerin	Alnatura (Hamburg, Sternschanze, Szenestadtteil)	Af fordert ein stärkeres Bewusstsein für unsere Verbundenheit mit der Natur: „Ich glaube schon es gibt einen Zusammenhang, die kaputte Erde und unsere Körper, wie kaputt sie sind.“
Bf	22	Studentin	Rewe (Hamburg, Eimsbüttel, Szenestadtteil)	Ernährung spielt für Bf zwar theoretisch eine große Rolle, wird im Alltag aber den Anforderungen von Job, Studium und Freizeit untergeordnet. Deshalb versucht Bf in außeralltäglichen Events ihre Ideale umzusetzen: „Ich hätte Lust auf einen Wellness-Fitness-Urlaub wo man dann nur darauf achtet, dass man sich gesund ernährt und Sport macht.“
Cm	36	Informatiker	Bio-Company (Hamburg, Sankt Georg, Szenestadtteil)	Cm fordert seine Mitmenschen auf, über die Produktionsbedingungen von Ernährung nachzudenken, um verantwortungsbewusst zu konsumieren: „Ich will so ein bisschen wachrütteln. Also ich will eigentlich, dass die Leute selber denken und nicht so unbewusst leben.“
Em	68	Rentner, ehemaliger Schiffsmakler	Rewe (Hamburg, Hohenfelde, Wohngebiet)	Em beklagt, dass die Qualität der angebotenen Produkte immer schlechter, die Werbung aber gleichzeitig immer gewitzter werde: „Man ist völlig überfordert und alle wollen irgendwas verkaufen was da gar nicht drin ist und einen für dumm verkaufen.“
Fm	40	Lehrer	Alnatura (Hamburg, Ottensen, Szenestadtteil)	Fm wünscht sich positive Konsum-Erlebnisse, ist aber von den aktuellen Rahmenbedingungen frustriert: „Ich find Einkaufen total schwer, wenn man sich damit beschäftigt. Man kriegt nicht die Informationen, die man haben will und dann führt das dazu, dass ich gar nichts kaufe.“
Im	46	Taxifahrer (Gelegenheitsarbeit)	McDonalds (Berlin, Reinickendorf, Wohngebiet)	Für Im steht außer Frage, dass die Profitorientierung die dominante Logik unserer Gesellschaft darstelle. Auch das Angebot vermeintlich nachhaltigerer Produkte sei nur eine Konzernstrategie zur Profitsteigerung: „Es geht nur ums Geld. Es geht nicht um Nachhaltigkeit, das ist nur eine Verkaufsmasche.“
Jf	55	Vorruheständlerin (ehemals Technische Zeichnerin)	REWE (Hamburg, Barmbek-Süd, Wohngebiet)	Jf ist der Meinung, dass die Massentierhaltung aus dem Ruder gelaufen sei. Nun gelte es, zu „geordneten Verhältnissen“ zurückzukehren: „Früher ging das ja auch auf ganz normalem Wege, dass man Milch den Kühen abgenommen hat. Der Bauer hat sich drum gekümmert. Und die Eier hat man dann beim Schlachter mit geholt.“

¹ Um die Anonymität unserer Interviewpartner*innen zu wahren, verwenden wir Kürzel statt Namen. Der erste Buchstabe wird alphabetisch zugewiesen (in der Reihenfolge, in der die Interviews geführt wurden). Der zweite Buchstabe zeigt das Geschlecht an, „f“ steht für „feminin“ und „m“ für „maskulin“.

und andererseits die Ergebnisse in einer nachvollziehbaren Form präsentieren zu können. Tabelle 1 gibt einen Überblick über diejenigen Interviews, auf deren Analyse wir uns in diesem Aufsatz primär beziehen.

Unser Sample weist hinsichtlich der sozialstrukturellen Kriterien Alter, Bildung, Einkommen, Geschlecht und Haushaltstyp eine hohe Varianz auf. In Bezug auf andere Aspekte, die ebenfalls einen großen Einfluss auf die alltäglichen Ernährungspraktiken haben können, ist unser Sample dagegen eingeschränkter. Bislang wurden nur Menschen interviewt, die in Großstädten wohnen. Unser Sample umfasst bislang keine Menschen mit Migrations-

hintergrund. Außerdem leben – bis auf eine Ausnahme (Af) – unsere Interviewpartner*innen nicht mit Kindern zusammen. Diese ‚Lücken‘ im Sample wurden im weiteren Verlauf des Projekts noch gefüllt, da sich innerhalb des zunächst bewusst eingeschränkten Untersuchungsfeldes eine gewisse Sättigung eingestellt hatte – d. h. da die innerhalb des bisherigen Samples herausgearbeiteten Muster des Gebrauchs von Diskursen erschöpfend erfasst wurden. Unsere intensive qualitative Auswertung der Interviews zielt demnach nicht auf Repräsentativität. Stattdessen gilt es, aus den Fallstudien komplexe Zusammenhänge – zwischen bestimmten Ernährungsidentitäten,

Ernährungspraktiken und der (Re-)Produktion bestimmter Nachhaltigkeitsdiskurse – abzuleiten. Im Sinne eines theoretischen Samplings (vgl. Strübing 2002) sollen innerhalb eines begrenzten Untersuchungsfeldes die relevanten Muster des impliziten und expliziten Gebrauchs von Diskursen herausgearbeitet werden.

Dazu analysieren wir die Interviews in Anlehnung an Jackson, Ward und Russell (2009), die in ihrer Studie die analytischen Kategorien *Visibility-Invisibility* sowie *Connecting-Disconnecting* entwickeln, um moralische Ökonomien und Geographien der Verantwortung im Bereich der Ernährung erfassen zu können. Anhand der beiden Begriffspaare arbeiten wir in Abschnitt 5.1 heraus, welche relationalen Bezüge sichtbar bzw. unsichtbar gemacht werden und für welche Phänomene auf welchen sozialräumlichen Ebenen einer ‚guten‘ Ernährung Verantwortung selbst übernommen oder anderen Akteur*innen zugewiesen wird. Darüber hinaus diskutieren wir, inwieweit die in öffentlichen Diskursen dominante Subjektposition der *Ernährer ihrer Selbst* in unseren Interviews (re-)produziert (5.2), in seiner Geltung implizit eingeschränkt (5.3) oder explizit verworfen (5.4) wird. Abschließend rekonstruieren wir die Elemente einer gegenhegemonialen Subjektposition, die in einem unserer Interviews (re-)produziert wird (5.5).

5.1 (Re-)Konstruktion einer ‚guten‘ bzw. ‚nachhaltigen‘ Ernährung und die Zuweisung von Verantwortung

Die (Un-)Sichtbarkeit bestimmter Rahmenbedingungen, Handlungen und Konsequenzen (*Visibility-Invisibility*) wird in alltäglichen Praktiken hergestellt – unabhängig davon, ob die agierenden Akteur*innen dabei eine bewusste Intention verfolgen oder nicht. Im Folgenden rekonstruieren wir, wie umfassend und mit welcher Schwerpunktsetzung in den Interviews bestimmte Phänomene als Elemente einer guten bzw. nachhaltigen Ernährung sichtbar oder unsichtbar gemacht werden sowie welche Verantwortungsbeziehungen hergestellt werden bzw. umgekehrt von welchen Phänomenen sich die Interviewpartner*innen abkoppeln. Auch in Bezug auf diese zweite Dimension (*Connecting-Disconnecting*) muss es sich nicht um intentionale und explizit artikulierte Akte der Verbindung bzw. Abkopplung handeln. Tatsächlich liegt ein Mehrwert der qualitativen Analyse selbstläufiger Interviewpassagen gerade in der Möglichkeit, implizite Annahmen herauszuarbeiten.

Eine dieser grundlegenden Annahmen betrifft die individuelle Verantwortung jedes Einzelnen, durch be-

wussten Konsum von bspw. Regionalprodukten zu einer nachhaltigen Ernährung beizutragen. In allen Interviews werden mehr oder weniger große Spielräume der Konsument*innen postuliert, die über konkrete Kaufentscheidungen wahrgenommen werden sollen. Diese Sichtbarmachung individuell zurechenbarer Konsumpraktiken fällt umso stärker ins Gewicht, als andere Verantwortungszuschreibungen nahezu ausbleiben. So werden bestimmte Unternehmenspraktiken zwar durchaus kritisiert, allerdings werden diesbezüglich keine Verantwortlichkeiten in Richtung einer nachhaltigeren Ernährung abgeleitet (mit der Ausnahme von Jf, die auf Nachfrage ein „Umdenken von den Herstellern“ fordert). Unerwähnt bleibt auch die Strategie, Unternehmen auf strengere Standards zu verpflichten. Überhaupt ist der institutionalisierte Politikbetrieb das Abwesende, das Unsichtbare des Diskurses. Staatliche Kontrolle oder gesetzliche Vorgaben werden in den Interviews weder eingefordert noch verworfen. Nur auf explizite Nachfragen äußern sich unsere Interviewpartner*innen überhaupt zu dem Thema – und äußern dann prinzipielle Skepsis gegenüber stärkeren staatlichen Eingriffen.

Auch wenn es eine weitgehende Übereinstimmung hinsichtlich der großen Relevanz der individuellen Verantwortung der Konsument*innen gibt, lassen sich zwischen den Interviews große Unterschiede feststellen, worauf diese Verantwortung konkret bezogen wird. Für einige Interviewpartner*innen (Bf, Em, in abgeschwächter Form auch Fm, Im, Jf) ist es naheliegend, unter Verantwortung primär die Verantwortung für den eigenen Körper zu verstehen. In diesen Artikulationen wird eine ‚gute‘ Ernährung mit ‚gesunder‘ Ernährung gleichgesetzt – und ‚gesund‘ ist eine, die hilft, schlank zu bleiben oder zu werden.

Die Priorisierung der Sorge um den eigenen Körper geht in der Regel mit einer impliziten – nicht unbedingt reflektierten oder gar intendierten – Abkopplung von Verantwortlichkeiten für entferntere Regionen einher. Hier zeigt sich die Selbstverständlichkeit der imperialen Lebensweise. Allerdings lassen sich auch Unterschiede feststellen, was unsere Interviewpartner*innen als sie direkt betreffende – und damit ihre Sorge um sich selbst beinhaltende – Phänomene auffassen. So betont beispielsweise Fm, dass es seinen Einkaufsgenuss schmälert, wenn die ihn bedienenden Angestellten gestresst sind und/oder schlecht bezahlt werden. Für Cm dagegen stellt die Orientierung am gleichen Kaufkriterium eine moralische Verpflichtung dar. Als Ergänzung der Sorge um den eigenen Körper postuliert Cm die Verantwortung jedes Einzelnen, beim Konsum auf faire Produktionsbedingungen und Verkaufsstrukturen zu achten.

„Als Konsument hat man auch Verantwortung gegenüber der Umwelt und den Verkäufern oder Verkaufsstrukturen. [...] Ich glaube auch, dass Bio-Lebensmittel größtenteils vielleicht gar nicht so viel besser für mich sind, aber unter vernünftigeren Produktionsbedingungen entstanden sind.“ (Cm)

Cm gehört damit neben Af zu den Interviewpartner*innen, die den Konsument*innen sehr explizit eine Verantwortung über den sozialen Nahraum hinaus zuschreiben. In beiden Interviews werden die Produktionsbedingungen als Entscheidungskriterien für oder gegen den Kauf von Lebensmitteln in den Mittelpunkt gerückt.

5.2 Alltagspraktiken und die (Re-)Produktion der Subjektposition der Ernährer ihrer Selbst

Wie bereits im letzten Abschnitt angedeutet, sprechen die meisten unserer Interviewpartner*innen den Menschen prinzipiell die Fähigkeit und die Pflicht zu, ihr Bewusstsein bilden und nachhaltigere Konsum-Entscheidungen fällen zu können. In den Interviews wird ein Bewusstwerdungsprozess beschrieben, der zwar durch eine aktivierende Unterstützung (z. B. durch die Bereitstellung von Informationen auf Produkten) gefördert werden könne, letztlich aber von den Subjekten selbst ausgehe, die sich nur ernsthaft für eine nachhaltige Ernährungspraxis entscheiden müssten. In den Interviews wird also das Ideal der *Ernährer ihrer Selbst*, d. h. der kritischen Konsument*innen (re-)produziert, die auf Basis rationaler Erwägungen mit ihrem verantwortungsbewussten Konsum ein nachhaltigeres Ernährungsregime einfordern und ermöglichen.

Allerdings konstatieren unsere Interviewpartner*innen, dass ihre eigenen Konsumpraktiken immer wieder mit ihren Prinzipien und Idealvorstellungen kollidieren. Dass die Umsetzung eigener Ansprüche in adäquate Alltagspraktiken nicht immer gelingt, führen sie auf externe Rahmenbedingungen zurück, denen sie sich ausgeliefert fühlen.⁸ Sie weisen unter anderem auf das schlechte oder manipulative Produktangebot der Supermärkte (Em, Fm, Im, Jf), das eingeschränkte Restaurantangebot zu bestimmten Uhrzeiten (Bf), die Komplexität der zu beachtenden Einkaufskriterien (Fm) und den Mangel an Alternativen (Fm, Im). In dem Zusammenhang geht Fm sehr ausführlich auf bestimmte Nischenlösungen ein (Genossenschaftsläden, Gemüseboxen vom lokalen Bauern

usw.), die er zwar grundsätzlich als positive Alternativen zur profitorientierten, globalisierten Lebensmittelindustrie verstehe, aber nicht regelmäßig nutze. Er habe viel ausprobiert, aber letztlich hätten alle Alternativen ähnliche Schwachpunkte: sie seien nicht kundenfreundlich, könnten nicht flexibel genug auf die individuellen Bedürfnisse angepasst werden, seien insgesamt zu aufwändig und zu teuer.

Ungeachtet der genannten Widrigkeiten bei der alltäglichen Umsetzung, nehmen unsere Interviewpartner*innen prinzipiell für sich in Anspruch, dem Ideal der bewusst entscheidenden *Ernährer ihrer Selbst* zu entsprechen (mit der Ausnahme von Im, der allerdings auch nicht die Annahme von der Gestaltungsmacht der Konsument*innen teilt). Welche konkreten Handlungen dabei als Elemente des eigenen bewussten Konsums artikuliert werden ist teilweise sehr unterschiedlich und steht im engen Zusammenhang mit den jeweiligen Vorstellungen einer ‚guten‘ bzw. ‚nachhaltigen‘ Ernährung.

Auf einer sehr basalen Ebene haben allerdings alle Interviews gemein, dass in ihnen die Vermeidung bestimmter Zutaten oder Gerichte (z. B. Zucker, Fett, Fertigprodukte) bzw. umgekehrt die Bevorzugung bestimmter Zutaten oder Gerichte (z. B. Gemüse und Obst, selbst zubereitetes Essen) als zentrales Element einer als gelungen empfundenen Ernährungspraxis gilt. Dabei herrscht relativ große Einigkeit über die zu bevorzugenden und die zu vermeidenden Produkte. Zudem wird gesund in der Regel mit schlank und sportlich gleichgesetzt.

Die bisher genannten Praktiken zielen auf die Erhaltung der eigenen Gesundheit bzw. eines bestimmten Körperideals. Tatsächlich wird von einem Teil der Interviewpartner*innen (Bf, Em, in abgeschwächter Form auch Fm, Jf) der Anspruch einer bewussten Ernährungsweise primär mit der Sorge um den eigenen Körper in Verbindung gebracht. Relativ häufig wird darüber hinaus noch die Vermeidung von Müll als selbstverständliche Verantwortung jedes einzelnen artikuliert (Af, Bf, Cm, Im, Jf). Die Müllvermeidung scheint ein Anliegen zu sein, das quer durch verschiedene Ernährungsidentitäten eine Rolle spielt.

Davon lässt sich eine Kritik an bestimmten Produktionsbedingungen und/oder Verkaufsstrukturen unterscheiden, die nur von den Interviewpartner*innen (Af, Cm, mit geringerer Konsequenz auch Fm, Jf) geäußert wird, für die das Ideal des bewussten Konsums ganz explizit eine Verantwortung über den sozialen Nahraum hinaus beinhaltet. Aus dieser Kritik werden Kaufkriterien abgeleitet, die neben dem Gesundheitsaspekt die Produktauswahl bestimmen. Einige Kriterien – z. B. organisch-biologische Anbaubedingungen – werden stets in sehr ähnlicher Wei-

⁸ Dabei implizieren sie Kosten-Nutzen-Abwägungen, auf die sich auch die in Abschnitt 4 als zweite angeführte umweltpolitische Strategie bezieht.

se angeführt. Andere Aspekte – z. B. vegetarische Ernährungsweise, faire oder regionale Produktion – werden ganz unterschiedlich konsequent vertreten.

Die Interviewpartner*innen verknüpfen also mit dem Ideal des bewussten Konsums teilweise unterschiedliche Kaufkriterien, die auf die in Abschnitt 5.1 diskutierte Verbindung oder Abkopplung von Verantwortlichkeiten auf verschiedenen räumlichen Ebenen verweist. In Bezug auf eine andere Dimension eignen sich allerdings alle Interviewpartner*innen die Subjektposition der *Ernährer ihrer Selbst* auf identische Weise an: sie lehnen – oftmals als „dogmatisch“ bezeichnete – absolute Prinzipien ab. Stattdessen sollen im Einzelfall Entscheidungen gefällt werden und dabei auch ganz bewusst Kompromisse eingegangen werden.

5.3 Implizite Einschränkung der Subjektposition der Ernährer ihrer Selbst

Ernährung hat für unsere Interviewpartner*innen (mit Ausnahme von Im) immer auch eine starke soziale Komponente. Sie beschreiben, dass innerhalb enger Beziehungen (Partnerschaft, Familie, Freund*innen) Wissen und Produkte, wie beispielsweise die selbstgemachte Marmelade, geteilt werde und dass man hin und wieder gemeinsam koche, essen gehe oder Sport treibe. Insgesamt wird in den Interviews deutlich, dass die Ernährungsweise stark von anderen Menschen beeinflusst wird, nicht nur, aber insbesondere von Mitbewohner*innen – seien es Eltern, Partner*innen oder WG-Mitglieder (Af, Bf, Cm, Fm). Anregungen aus dem persönlichen Umfeld werden besonders bereitwillig aufgenommen und münden durchaus auch in dauerhaften Verhaltensänderungen. Dabei handelt es sich oftmals gerade nicht um rational gefällte Entscheidungen, sondern um soziale Aushandlungsprozesse, in denen Emotionen, Normen des sozialen Miteinanders und auch Abhängigkeitsverhältnisse eine große Rolle spielen.

Insofern zeigt unser Interviewmaterial eine komplexe und ambivalente Form der Aneignung von Diskursen. So fokussieren die Interviewpartner*innen bei der Antwort auf die explizite Interviewfrage, wie ein Wandel hin zu einer nachhaltigeren Ernährung angeregt werden könnte, stets auf ein autonomes Individuum, das – beispielsweise durch externe Aufklärung oder eigenes Nachdenken – ein stärkeres Bewusstsein ausbilden könne und müsse, um nachhaltigere Konsumententscheidungen zu treffen. In den Erzählungen über den eigenen Alltag spielen allerdings das soziale Umfeld und die darin stattfindenden Interaktionen eine weitaus größere Rolle. Es sind dann gerade nicht bewusst gefällte Entscheidungen, die den Ausschlag

für eine bestimmte Ernährungspraxis geben, sondern sozial ausgehandelte Routinen, Normen, Nachahmungseffekte und Kompromisse. Somit kann festgehalten werden, dass die meisten Interviewpartner*innen zwar das Ideal der *Ernährer ihrer Selbst* (re-)produzieren, gleichzeitig aber implizit dessen Geltung einschränken.

Ein ähnliches Phänomen lässt sich in Bezug auf die Kollision der eigenen Wünsche und Überzeugungen mit Anforderungen aus anderen Lebensbereichen beobachten. Es ist auffällig, dass gerade auch Interviewpartner*innen (v. a. Bf, Fm), die laut ihrer Selbstbeschreibung dem Bereich der Ernährung eine große Bedeutung beimessen, im Alltag oftmals ihren eigenen Ansprüchen nicht gerecht werden können. In den Beschreibungen des Alltags wird deutlich, dass die Ernährungspraktiken de facto den Anforderungen von Beruf, Ausbildung, Partnerschaft und Freizeit untergeordnet werden – insbesondere was den zeitlichen Aufwand betrifft. In diesen Fällen sind die artikulierten Idealvorstellungen – regelmäßige Mahlzeiten einzunehmen, selbst zu kochen, nur die für gut befundenen Produkte zu konsumieren – nicht kompatibel mit den Alltagsroutinen, denen internalisierte Normalitätsvorstellungen zugrunde liegen.

„Ich arbeite halt in einer Bar und dadurch kommt dieser Rhythmus, weil ich fange immer um Zeiten an, wo man eigentlich zu Abend isst. [...] Deswegen esse ich meistens so um zwölf Uhr, ein Uhr nachts und dann hat nur Burger King auf oder so. Ich hasse das zwar, aber ja, ist halt so. Also klar, man könnte sich vorher was kochen, aber da habe ich keine Zeit zu. Also das geht einfach nicht.“ (Bf)

Bestimmte Lebensbereiche strukturieren den Alltag und geben vor was „geht“ und was „einfach nicht geht“. Darauf reagieren unsere Interviewpartner*innen (Bf, Fm) teilweise mit einer Kompensation durch außeralltägliche Events wie dem aufwendigen Kochen mit Freund*innen am Wochenende, dem sorgfältig arrangierten Buffet auf Festen oder der eigenen Herstellung von Gourmet-Produkten. In solchen besonderen Ereignissen kann dann sporadisch, als bewusste temporäre Priorisierung, die als gelungen empfundene Ernährungspraxis gelebt werden.

Neben dem sozialen Umfeld und der Alltagsstrukturierung durch andere Lebensbereiche zeichnen sich fast alle Interviews durch eine dritte relevante Dimension der impliziten Einschränkung der Geltung von bewussten – auf Basis von Wissen und Überzeugungen gefällten – Konsumententscheidungen aus: der gute Geschmack und ein Gespür für die Bedürfnisse des Körpers, dessen Gültigkeit nicht kognitiv überprüft werden müsse.

„Ich esse eigentlich immer so nach Gefühl. Ich glaube, ich weiß relativ gut, was ich brauche an Essen. Ich habe da ein relativ gutes Gespür für.“ (Cm)

Dieser und anderer Interviewpassagen liegt die Annahme zugrunde, dass es möglich und sinnvoll sei, auf das eigene Körpergefühl zu hören. In welchem Verhältnis diese Erklärung des eigenen Verhaltens zu den ebenfalls berichteten abwägenden und rational getroffenen Entscheidungen stehen, wird von unseren Interviewpartner*innen nicht von sich aus reflektiert. In den Beschreibungen von Alltagspraktiken tritt mal der kognitive Aspekt etwas stärker in den Vordergrund und mal der Verweis auf das Gespür für die Bedürfnisse des Körpers. Oftmals stehen beide Erklärungsmuster auch neben- oder hintereinander. Implizit wird stets davon ausgegangen, dass sich die bewussten Entscheidungen mit dem Körpergefühl decken, wie auf Nachfrage auch deutlich artikuliert wird:

„Gute Frage wo drauf ich denn jetzt verzichte. Also das ist sehr schwierig zu sagen, was jetzt Verzicht ist oder was Vernunft ist. Dass ich jetzt sage, ich esse das nicht, weil ich da ein schlechtes Gewissen habe, tritt eigentlich relativ selten ein.“ (Cm)

In anderen Interviewpassagen werden implizit zwei Faktoren beschrieben, die als Bedingungen für diese Deckung gelten: die Disziplinierung des Körpers und die Sublimierung des Geschmacks. Zum einen werden Ausnahmen definiert (Süßigkeiten, Industrieprodukte), bei denen dem körperlichen Verlangen nicht nachgegeben werden dürfe, weil bei diesen Produkten das Körpergefühl „verfälscht“ (Bf) werde. Diese Disziplinierung sei nötig, um nicht „aus der Balance“ (Cm) geworfen zu werden, um also nicht den Bezug zum vertrauenswürdigen, unverfälschten Körpergefühl zu verlieren. Zum anderen sei es notwendig, möglichst schon in der Kindheit den richtigen Geschmack zu entwickeln.

Tatsächlich wird der Sozialisation in vielen Interviews (Af, Bf, Cm, Em, Fm) eine große Bedeutung für die Ausprägung bestimmter Ernährungsgewohnheiten beigemessen. In den entsprechenden Interviewpassagen gehen unsere Interviewpartner*innen stets davon aus, dass sie in ihrer Kindheit die Fähigkeit zum Genuss gesunder Ernährung erlernt haben. Umgekehrt erklären sie den schlechten Geschmack anderer Personen mit einer fehlenden Gewöhnung. In dem Zusammenhang unterstellen unsere Interviewpartner*innen, dass sie selbst ein authentisches Körpergefühl entwickelt haben. Die Positionalität des Körpergefühls – d. h. der Zusammenhang zwischen bestimmten Emotionen, Prinzipien, ästhetischen Vorstellungen und einer bestimmten sozialen

Verortung – bleibt dabei unreflektiert. Den gesellschaftlichen Diskursen, in denen bestimmte Werte, Normen, Körperideale und Normalitätsvorstellungen sowie ein bestimmtes Wissen über Gesundheit verhandelt wird, wird von unseren Interviewpartner*innen keine Bedeutung beigemessen (mit der Ausnahme von Af). Die Subjektposition der *Ernährer ihrer Selbst* wird somit grundsätzlich (re-) produziert, gleichzeitig aber leicht modifiziert: Unsere Interviewpartner*innen stellen der bewussten Einzelfallentscheidung eine ergänzende Erklärung des eigenen Konsumverhaltens an die Seite: die Prägungen aus der Kindheit und das sich dabei entwickelte Körpergefühl.

5.4 Absage an die Subjektposition der Ernährer ihrer Selbst

In den vorherigen Abschnitten haben wir gezeigt, wie in unseren Interviews die Subjektposition der bewusst entscheidenden *Ernährer ihrer Selbst* grundsätzlich (re-) produziert, aber in seiner Geltung implizit eingeschränkt wird. Die Ambivalenz, die sich aus der (Re-)Produktion dieser Subjektposition und ihrer gleichzeitigen impliziten Einschränkung ergibt, wird in den Interviews selbst nicht thematisiert. Allerdings gibt es in den gleichen Interviews auch Passagen, in denen genau dieser Subjektposition und dem damit verbundenen optimistischen Diskurs über kritischen Konsum und möglichen Wandel hin zu einem nachhaltigeren Ernährungsregime auf drei Ebenen explizit eine Absage erteilt wird:

Erstens gilt für eine Interviewpartnerin (Jf) die Möglichkeit zum bewussten Konsum als ein Privileg der finanziell besser Situierten. In dem Zusammenhang formuliert Jf die These, dass ein Wandel nicht allein von den Konsument*innen ausgehen könne, weil den Menschen, die von Sozialleistungen leben, schlicht das Geld dazu fehle. Deshalb seien auch die Lebensmittelunternehmen gefragt.

Neben diesem Argument, das speziell für einkommensschwächere Konsument*innen gilt, wird auf einer zweiten Ebene die Macht der Konsument*innen gegenüber den Unternehmen ganz allgemein angezweifelt. In verschiedenen Interviews (Em, Fm, Jf) sind Erzählungen sehr präsent, in denen sich unsere Interviewpartner*innen einem schlechter werdenden Produktangebot ausgeliefert sehen. Sie monieren mangelnde Qualität, Überforderung (durch große Vielfalt, englische Produktbezeichnungen, fehlende Ansprechpartner*innen usw.) und vor allem als „heuchlerisch“ empfundene Angebote, deren schlechte Qualität durch verschleierte Werbung kaschiert werde. Daraus wird in den Interviews geschlussfolgert, dass die

profitorientierte, auf Massenkonsum zielende Wirtschaftsweise grundsätzlich der eigenen Ausübung wirklich guter Ernährungspraktiken entgegen stehe. Kritisiert wird in erster Linie der systemimmanente Fokus auf Profite, der ein ehrliches Produktangebot verunmögliche und stattdessen die Konsument*innen „für dumm“ verkaufe.

„Das Schlimmste für mich ist, wenn ich das Gefühl bekomme, das stimmt nicht, also ich werde verarscht. So, dass nicht mehr die Maxime ist, sie möchten einen guten Käse verkaufen und dafür brauchen wir den Preis, sondern wir möchten hier soviel verkaufen wie möglich mit einer größtmöglichen Gewinnspanne. [...] Das ist irgendwie schwierig, diese Vermischung, weil ich habe das Gefühl, vielleicht passen gute Lebensmittel und eine zu sehr gewinnmaximierte und effizienzoptimierte Produktionsweise nicht zusammen.“ (Fm)

In unseren Interviews wird also beschrieben, inwiefern dem Einfluss der Konsument*innen äußere Grenzen gesetzt sind. Die radikalste Variante dieser pessimistischen Perspektive auf die individuelle Gestaltungsmacht findet sich im Interview mit Im. Auch Im ist mit der Produktion und dem Verkauf von Nahrungsmitteln durch Großkonzerne alles andere als zufrieden. Da er es allerdings für illusorisch hält, dass Alternativen zur bestehenden wachstumsorientierten, industriellen Landwirtschaft die Weltbevölkerung ernähren könnten, sieht er keinerlei Gestaltungsspielräume.

„Der Planet ist überbevölkert. Außer industriellen Krams, Landwirtschaft geht es gar nicht anders. Es gibt keine Kuh auf der grünen Wiese für alle, aus die Maus. Und schon gar nicht, wenn jeder hier 1,5 Liter Milch am Tag trinkt. Das geht gar nicht. Unmöglich. Die Kuh muss so einen Euter haben, die darf sich nicht bewegen, ansonsten fällt es ab oder läuft aus. [...] Es geht hier nicht um Nachhaltigkeit, es geht um Mathematik. Und die heißt zum Schluss, wie habe ich in der kürzesten Zeit das meiste verdient.“ (Im)

Im Gegensatz zu allen anderen unserer Interviewpartner*innen, beharrt Im auf einer letztlich fatalistischen Position, innerhalb der die Frage nach Verantwortung und Nachhaltigkeitspotenzialen keinen Sinn ergibt – weil es realistisch keine Alternativen zum Status quo geben könne.

Der von Im beschriebene instrumentelle und anonymisierte Zugriff auf die Natur taucht auch in anderen Interviews auf, wird dort aber anders eingeschätzt. Verschiedene Interviewpartner*innen (Af, Cm, Em, Jf) entwickeln somit auf einer dritten Ebene eine pessimistische Perspektive. Sie diagnostizieren eine grundsätzliche Entfremdung der Menschen von der Natur und der Nahrungsmittelproduktion, die der Fähigkeit zum bewussten, nachhaltigen Konsum entgegenstehe. Anders als Im sehen sie dies al-

lerdings als eine zu überwindende Fehlentwicklung. Die Entfremdung wird in der Regel auf fehlendes Wissen, vor allem aber auf einen Mangel an direkten, sinnlichen Erfahrungen zurückgeführt. Die fehlenden Erfahrungen wiederum werden in Beziehung gesetzt zur Kritik an uneinsehbaren und anonym agierenden „Lebensmittelfabriken“.

5.5 (Re-)Produktion einer gegenhegemonialen Subjektposition

Noch einen Schritt weiter geht die interviewte Af, die über den Bereich der Ernährung und der Landwirtschaft hinaus, sehr umfassende Krisentendenzen unserer Gesellschaft ausmacht, die ihrer Meinung nach auch auf die Ernährungspraktiken der Menschen wirken.

„Das ist gesellschaftlich. Angst und Gier und Geiz, das widerspricht einer guten Ernährung, aber das ist das, was wir in der Gesellschaft laut machen. [...] Wenn du ständig genießen musst, habe ich das Gefühl, du kannst gar nicht genießen. Wenn du ständig sagst, das bin ich mir wert, dann willst du dich wahrscheinlich überzeugen und bist es dir wahrscheinlich nie wert.“ (Af)

Af diagnostiziert einen Genusszwang von Personen, denen ein authentisches Selbstwertgefühl fehle. Ihr permanenter Konsum sei laut Af ein Versuch der Kompensation, der aber langfristig zum Scheitern verurteilt sei. Ein positiver Wandel, wie ihn sich Af vorstellt, schließt stets die Veränderung der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen mit ein.

Af (re-)produziert in ihren Aussagen eine Subjektposition, die eine Zurückweisung hegemonialer Diskurse und damit verbundener Identitätsangebote beinhaltet. Mit Foucault (2014, 292) kann man dies als „Gegen-Verhalten“ fassen. Es sind im Wesentlichen drei Dimensionen, auf denen Af einen Gegenentwurf zur Subjektposition der *Ernährer ihrer Selbst* artikuliert: erstens das Postulat einer Verbundenheit von Körper und Seele sowie von Menschen zu ihren Mitmenschen und zur Natur, zweitens die starke Prägung der Menschen durch gesellschaftliche Verhältnisse und drittens die Forderung nach politischer Einmischung.

Af konstatiert, dass die Menschen den authentischen Bezug zu sich selbst verloren haben und damit auch den Bezug zu den Mitmenschen und zur Natur. Deshalb gehe es darum, diese Verbundenheit wieder herzustellen und sich selbst lieben zu lernen, um dann auch wieder die Mitmenschen und die Natur wertschätzen zu können.

Der von Af skizzierte Weg zur Veränderung bleibt dabei nicht auf der individuellen Ebene. Af geht von gesellschaftlichen Verhältnissen, von einer bestimmten „Kultur“ aus, welche die Menschen präge. Insofern liegt für sie auf der Hand, dass es für einen positiven Wandel im Bereich der Ernährung einer allgemeinen Änderung gesellschaftlicher Verhältnisse bedürfe. Die Herbeiführung eines solchen sozialen Wandels kann laut Af nicht erreicht werden, ohne in die gesellschaftliche und räumliche Organisation des Ernährungsregimes zu intervenieren. Sie konstatiert „Momente der Entscheidung“, in denen es einer gewissen Entschlossenheit bedürfe, um aktiv zu werden und sich einzumischen. Insofern ist Af der Meinung, dass ein nachhaltiger Konsum, dass der Kauf als „bio“ oder „regional“-zertifizierter Lebensmittel nur ein Puzzleteil sein könne und bei weitem nicht ausreiche. Stattdessen gebe es die Notwendigkeit, eine ganz neue Kultur zu entwickeln. Die Verbundenheit mit der Natur müsse gespürt und gelebt werden – als Demut gegenüber der Erde, die uns nährt.

„Das erste ist echt, dankbar und bewusst zu essen. [...] Und sich bewusst zu machen, dass das auch Platz gebraucht hat, dass das auch Aufmerksamkeit gebraucht hat. [...] Die Erde ist reich! Und wir sind als Erdbewohner eigentlich reich. Wenn wir uns weltweit entscheiden würden, vieles anders zu machen, würden bestimmt viele Katastrophen auf uns zu kommen, wir haben ganz schön viel in die Welt gesetzt. Aber hey, es wäre auch ein reiches Leben trotzdem möglich.“ (Af)

Diese Form der universellen Anrufung („wir als Erdbewohner“) stellt eine unter vielen möglichen Formen des Gegen-Verhaltens dar. Was die von Af gewählte Form auszeichnet, ist ihr politisches Moment, worauf wir im Fazit noch einmal mit Rückgriff auf die theoretischen Überlegungen aus den ersten Abschnitten genauer eingehen.

6 Fazit: die gebrochene Form der Aneignung öffentlicher Nachhaltigkeitsdiskurse

Nachhaltige Ernährung soll in den dominanten wirtschaftlichen und politischen Debatten sowohl über grünes Wachstum als auch über verantwortungsbewussten Konsum erreicht werden. Wir haben in diesem Beitrag daher kurz den weiterhin unzureichenden Ressourcenschutz grüner Wachstumsstrategien kritisiert und auf sozioökonomische und ökologische Verteilungsgerechtigkeit angelegte Postwachstumskonzepte diskutiert. Vor diesem Hintergrund standen biographische Narrationen von Konsument*innen im Mittelpunkt, um zu analysieren, in-

wiefern sie die dominanten Nachhaltigkeitsdiskurse (re-) produzieren, verwerfen oder Gegenentwürfe artikulieren.

Mit unseren qualitativen Interviews stoßen wir in die von Brunner et al. (2007, 120) konstatierte Lücke der Erforschung von „Konsumbiographien“ bzw. „Ernährungskarrieren“. Zugleich wird in der Analyse der Ernährungspraktiken deutlich, dass poststrukturalistisch-inspirierte Praxisansätze jenseits der Klufthypothese bzw. „Beyond the ABC of attitudes that shape behavior and choice“ (Shove 2010) in der Lage sind, die (Nicht-)Aneignung von Nachhaltigkeitsdiskursen in Routinepraktiken dezidiert zu betrachten. Für die (wirtschaftsgeographische) Konsumforschung bieten diese Ansätze einen Mehrwert dahingehend, dass sie Kaufentscheidungen nicht einseitig auf souveräne Subjekte (Verhalten) oder gesellschaftliche Strukturen und Diskurse (Verhältnisse) reduzieren, sondern sich auf das Zusammenwirken von Fremdbeherrschung und Selbstermächtigung in Alltagspraktiken konzentrieren (siehe auch Schulz 2012; Warde 2014; Evans et al. 2017).

In unserem empirischen Material zeigt sich einerseits die Wirkmächtigkeit der zu Beginn dieses Aufsatzes rekonstruierten Diskurse über Nachhaltigkeit und grünes Wirtschaften im Bereich der Ernährung. So weisen unsere Interviewpartner*innen die Verantwortung und die Gestaltungsmacht für nachhaltige Ernährungspraktiken primär den Verbraucher*innen zu. Dabei stellen sie ein autonomes Individuum in Rechnung, das ein größeres Bewusstsein ausbilden könne und müsse. Weder von den Unternehmen noch von den staatlichen Institutionen werden stärkere Verantwortungsübernahmen gefordert. Das Potenzial für eine ressourcenschützende solidarische Lebensweise, die einen *Global Sense of Place* praktiziert, wird damit dem Bereich der Wahlfreiheit von Konsument*innen zugeordnet.

Andererseits zeigen unsere Interviews aber auch deutlich, dass es sich hierbei keineswegs um eine ungebrochene Übernahme der neoliberal gewendeten Nachhaltigkeitsstrategien handelt. Tatsächlich lässt sich eine komplexe und ambivalente Form der Aneignung öffentlicher Nachhaltigkeitsdiskurse beobachten. Die Geltungskraft der Subjektposition der *Ernährer ihrer Selbst* wird auf drei Ebenen implizit eingeschränkt: So werden mit (1) den sozialen Aushandlungsprozessen, (2) der Unterordnung der Ernährungspraktiken unter die Alltagsroutinen von anderen Lebensbereichen, und (3) der Entwicklung eines Geschmacks durch Sozialisation und Disziplinierung des Körpers wirkungsmächtige Einflussfaktoren beschrieben, die nicht in der Subjektposition der *Ernährer ihrer Selbst* aufgehen. Darüber hinaus wird dem Diskurs über die Potenziale verantwortungsbewussten Konsums auf drei Ebe-

nen explizit eine Absage erteilt. Die pessimistische Perspektive speist sich aus (1) der Deutung des nachhaltigen Konsums als ein Privileg der finanziell besser situierten, (2) dem – in einer profitorientierten, auf Massenkonsum zielenden Wirtschaftsweise gewachsenen – Gefühl des Ausgeliefertseins an ein als heuchlerisch empfundenes Produktangebot und (3) der Wahrnehmung einer grundsätzlichen Entfremdung der Menschen von der Natur und der Nahrungsmittelproduktion.

Angesichts der empirisch beobachtbaren gebrochenen Aneignung öffentlicher Nachhaltigkeitsdiskurse lässt sich schließen, dass es sich bei der Figur der *Ernährer ihrer Selbst* um eine „Realfiktion“ (Bröckling 2007, 283; dort im Hinblick auf das unternehmerische Selbst formuliert), d. h. um eine „kontrafaktische Unterstellung mit normativem Anspruch“ (ebd.) handelt – insbesondere was die tatsächlich erfahrbare Gestaltungsmacht betrifft. Insofern zeigen sich hier Risse und Brüche in den hegemonialen Nachhaltigkeitsdiskursen.⁹ Die Umgangsweisen mit diesen Rissen sind sehr divers und reichen bei unseren Interviewpartner*innen von Versuchen des „Wachrüttelns“ anderer Konsument*innen über die Kompensation durch außeralltägliche Events, in denen die Idealvorstellungen einer guten Ernährung praktiziert wird, bis hin zum fatalistischen Einfügen in die Verhältnisse des als alternativlos geltenden Wirtschaftswachstums. Diese Strategien verbleiben alle auf der Ebene des individuellen Verhaltens. Dagegen verweist die in 5.5 rekonstruierte Einforderung einer gegenhegemonialen Subjektposition auf eine Strategie der auf gesellschaftlicher Ebene: Af fordert dabei aus einer sozial-ökologischen Problemdefinition heraus strukturverändernde Lösungen, die als marginalisiert bezeichnet werden müssen.

Im Verlauf der Hegemonialisierung der Nachhaltigkeitsdiskurse wurden gesellschaftskritische sozial-ökologische Perspektiven ausgeschlossen, in denen beispielsweise Ernährungssouveränität, Degrowth oder globale Umwelt- und Verteilungsgerechtigkeit als Lösungsansätze verhandelt werden (vgl. Krüger 2015). In diesen gegenhegemonialen Perspektiven wird die ökologische Krise als ein Ergebnis global ungleicher Machtverhältnisse interpretiert, deren Bearbeitung somit auch nur über eine Änderung dieser Verhältnisse, insbesondere in Bezug auf die globalen Wirtschaftsverflechtungen, erfolgen könne.

⁹ Da Diskurse aus miteinander verwobenen partikularen Artikulationen bestehen, überlagern sich in ihnen immer unterschiedliche Begründungsmuster und Sinnkonstruktionen. Insofern beinhalten Diskurse mehrdeutige und teilweise auch in sich widersprüchliche Momente, die hier als Risse und Brüche bezeichnet werden (vgl. Glasze/Mattiscek 2009, 157).

Als entscheidender Ansatzpunkt gilt dabei die Verknüpfung der ökologischen mit der sozialen Frage. Eine sozial-ökologische Perspektive ist damit automatisch auch eine Nord-Süd-Perspektive, die regionale Unterschiede in Bezug auf Verursachung und Betroffenheit in den Blick nimmt. Als verkürzt erscheint aus sozial-ökologischer Perspektive dagegen das Konzept der Grünen Ökonomie, das auf grünes Wachstum, technologische Lösungen und verantwortungsbewusste Konsument*innen setzt – ohne dabei die räumlichen Disparitäten der ökonomischen, ökologischen und sozialen Auswirkungen der imperialen Lebensweise umfassend zu reflektieren.

Inwiefern findet sich nun diese analytische Differenzierung von hegemonialen und marginalisierten Diskursen im empirischen Material wieder? Interessanterweise greift Af durchaus viele der Ernährungspraktiken positiv auf, die mit der Anrufung der hegemonialen Subjektposition der *Ernährer ihrer Selbst* verwoben sind. Allerdings gibt sie ihnen eine Wendung ins Politische. Das politisierende Moment besteht in dem Verweis auf die Kontingenz der etablierten Strukturen und dem Beharren auf der Möglichkeit sowie der Notwendigkeit ihrer Veränderung, z. B. von einer imperialen zu einer solidarischen Lebensweise. Hier zeigt sich, wie sich der vermeintliche Widerspruch zwischen machtvollen Diskursen und „widerspenstigen Subjekten“ (Gibson-Graham 2006, 23) auflöst. Machtvolle Strukturen und kreative Impulse stoßen immer auf Widerstand und sind verhandel- und veränderbar. Mit der prinzipiellen Möglichkeit der Veränderbarkeit wiederum sind Politisierungsdynamiken denkbar, in denen umfassende Transformations- und Degrowthprozesse als möglich und notwendig gelten und eine gesellschaftliche Verantwortungsübernahme für die räumlich disparaten sozial-ökologischen Effekte der Wirtschaftsverflechtungen – auch über globale Distanzen hinweg – erfolgreich eingefordert werden kann.

Funding: Fritz Thyssen Stiftung, Funder Id: 10.13039/501100003390, Grant Number: 10.15.2.030SO.

Literatur

- Bina, O. (2013): The Green Economy and Sustainable Development: An Uneasy Balance? In: Environment and Planning C: Government and Policy, 31(6), 1023–1047.
- Brand, U./Wissen, M. (2017): Imperiale Lebensweise. Zur Ausbeutung von Mensch und Natur im globalen Kapitalismus. München.
- Bröckling, U. (2007): Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt/Main.

- Brunner, K.-M./Geyer, S./Jelenko, M./Weiss, W./Astleithner, F. (2007): Ernährungsalltag im Wandel. Chancen für Nachhaltigkeit. Wien/New York.
- Caprotti, F./Bailey, I. (2014): Making sense of the green economy. In: *Geografiska Annaler: Series B, Human Geography*, 96(3), 195–200.
- Carolan, M. (2011): *Embodied Food Politics*. Farnham/Surrey.
- Dingler, J. (2003): *Postmoderne und Nachhaltigkeit. Eine diskurstheoretische Analyse der sozialen Konstruktionen von nachhaltiger Entwicklung*. München.
- Evans, D./Welch, D./Swaffield, J. (2017): Constructing and mobilizing ‘the consumer’: responsibility, consumption and the politics of sustainability. In: *Environment and Planning A*, 49(6), 1396–1412.
- Fatheuer, T./Fuhr, L./Unmüßig, B. (2015): *Kritik der Grünen Ökonomie*. München.
- Foucault, M. (1977): *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I*. Frankfurt/Main.
- Foucault, M. (1986): *Der Gebrauch der Lüste. Sexualität und Wahrheit II*. Frankfurt/Main.
- Foucault, M. (2004): *Die Geburt der Biopolitik. Vorlesung am Collège de France 1978 – 1979. Geschichte der Gouvernementalität II*. Frankfurt/Main.
- Foucault, M. (2014): *Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Vorlesung am Collège de France, 1977–1978. Geschichte der Gouvernementalität I*. Frankfurt/Main.
- Gibson-Graham, J. K. (2006): *A Postcapitalist Politics*. Minneapolis.
- Glasze, G./Mattissek, A. (2009): Die Hegemonie- und Diskurstheorie von Laclau und Mouffe. Potenziale der Hegemonie- und Diskurstheorie für humangeographische Arbeiten. In: dies. (Hg.): *Handbuch Diskurs und Raum*. Bielefeld, 153–179.
- Guthman, J. (2007): Commentary on teaching food: Why I am fed up with Michael Pollan et al. In: *Agriculture and human values*, 24(2), 261–264.
- Harvey, D. (2006): *Spaces of global capitalism: a theory of uneven geographical development*. London.
- Ilbery, B./Bowler, I. (1998): From agricultural productivism to post productivism. In: Ilbery, B. (ed.): *The Geography of Rural Change*. London, 57–84.
- IPCC (2014): *Summary for Policymakers*. In: *Climate change 2014. Mitigation of climate change. Contribution of Working Group III to the Fifth Assessment Report of the Intergovernmental Panel on Climate Change*, Cambridge/New York.
- Jackson, P./Ward, N./Russell, P. (2009): Moral economies of food and geographies of responsibility. In: *Transactions of the Institute of British Geographers*, 34(1), 12–24.
- Kallis, G. (2011): In defence of degrowth. In: *Ecological Economics* 70, 873–880.
- Krüger, T. (2015): *Das Hegemonieprojekt der ökologischen Modernisierung. Die Konflikte um Carbon Capture and Storage (CCS) in der internationalen Klimapolitik*. Bielefeld.
- Latouche, S. (2015): *Es reicht! Abrechnung mit dem Wachstumswahn*. München.
- Lemke, H. (2012): *Politik des Essens – Wovon die Welt von morgen lebt*. Bielefeld.
- Lorek, S. (2016): Dematerialisierung. In: D’Alisa, G./Demaria, F./Kallis, G. (Hg.): *Degrowth. Handbuch für eine neue Ära*. München, 100–103.
- Massey, D. (2004): Geographies of responsibility. In: *Geografiska Annaler: Series B, Human Geography*, 86(1), 5–18.
- Martínez-Alier, J./Pascual, U./Franck-Dominique, V./Zaccai, E. (2010): Sustainable de-growth: Mapping the context, criticisms and future prospects of an emergent paradigm. In: *Ecological Economics* 69, 1741–1747.
- Muraca, B. (2015): Wider den Wachstumswahn: Degrowth als konkrete Utopie. In: *Blätter für deutsche und internationale Politik* 2/2015, 101–109.
- Przyborski, A./Wohlrab-Sahr, M. (2014): *Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch*. München.
- Rosol, M. (2014): On resistance in the post-political city: conduct and counter-conduct in Vancouver. In: *Space and Polity* 18(1), 70–84.
- Schäfer, T./Völter, B. (2005): *Subjekt-Positionen. Michel Foucault und die Biographieforschung*. In: Völter, B./Dausien, B./Lutz, H./Rosenthal, G. (Hg.): *Biographieforschung im Diskurs*. Wiesbaden, 161–188.
- Schmitt, T./Schulz, C. (2016): Sustainable resource governance in global production networks – Challenges for human geography. In: *Erdkunde*, 70(4), 297–312.
- Schneider, H./Thomi, W. (2016): Ressourceninduzierter Strukturwandel. In: *Zeitschrift für Wirtschaftsgeographie*, 60(1–2), 1–8.
- Schulz, C. (2012): Zur Diskussion. Post-Wachstums-Ökonomien – (k) ein Thema für die Wirtschaftsgeographie? In: *Zeitschrift für Wirtschaftsgeographie*, 56(1–2), 264–273.
- Schulz, C./Bailey, I. (2014): The green economy and post-growth regimes: opportunities and challenges for economic geography. In: *Geografiska Annaler: Series B, Human Geography*, 96(3): 277–291.
- Shove E. (2010): Beyond the ABC: climate change policy and theories of social change. In: *Environment and Planning A* 42, 1273–1285.
- Shove, E./Pantzar, M./Watson, M. (2012): *The dynamics of social practice: everyday life and how it changes*. London.
- Strübing, J. (2002): Just do it? Zum Konzept der Herstellung und Sicherung von Qualität in grounded theory-basierten Forschungsarbeiten. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 54(2), 318–342.
- Strüver, A./Wucherpfennig, C. (2009): Performativität. In: Glasze, G./Mattissek, A. (Hg.): *Handbuch Diskurs und Raum*. Bielefeld, 107–127.
- Tienhaara, K. (2014): Varieties of green capitalism: economy and environment in the wake of the global financial crisis. In: *Environmental Politics* 23(2), 187–204.
- Tomlinson, I. (2013): Doubling food production to feed the 9 billion: A critical perspective on a key discourse of food security in the UK. In: *Journal of Rural Studies*, 29, 81–90.
- Warde, A. (2014): After taste: Culture, consumption and theories of practice. In: *Journal of Consumer Culture* 14(3), 279–303.
- Weltkommission für Umwelt und Entwicklung (1987): *Unsere gemeinsame Zukunft*. Grevén.
- Wilson, G.A. (2002): Post-Produktivismus in der europäischen Landwirtschaft: Mythos oder Realität? In: *Geographica Helvetica*, 57(2), 109–126.
- Wissenschaftlicher Beirat Agrarpolitik, Ernährung und gesundheitlicher Verbraucherschutz und Wissenschaftlicher Beirat Waldpolitik beim BMEL (2016): *Klimaschutz in der Land- und Forstwirtschaft sowie den nachgelagerten Bereichen Ernährung und Holzverwendung. Gutachten*. Berlin.